

Intro

Was eben noch wie ein Film war, ist jetzt, nach dem Aussteigen, Sonne, Sand und Meer. In Wind und Taumel sehen wir uns an, wir umarmen uns und lachen.

Als wenn es Luft holte, zieht sich das glitzernde Wasser mit leisem Schleifen zurück, um klat-schend auszuatmen; schäumend bricht sich Welle auf Welle. Und hinter uns, an den Hängen, steigen aus Palmenparks und Blütenmeeren leuchtend weiße Villen auf.

„Was für ein Glück, hier zu leben“, sagt Marie.

Wir sind angekommen, wir sind an der Côte d'Azur. Marie und ich sind zum ersten Mal in Südfrankreich; wir sind froh, dem Uni-Alltag entkommen zu sein, den ernsten Mienen, den hochklugen Büchern und Bibliotheken, den Exzerpten und Fachkonferenzen, dem würdigen Durchschreiten von Gängen und Campus, den Hörsälen. Kaum drei Stunden sind wir hier, schon hat sich die innere Verspannung in Wohlgefallen aufgelöst. Unsere Gespräche und Bewegungen sind leicht und übermütig.

Neben dem Marseiller Kongress wollen wir uns viel Zeit für Spaziergänge nehmen, für die Öffnung all unserer Sinne, und vor allem für die Liebe.

Einmal waren wir schon im Wasser, wie kleine Kinder hüpfen wir in der Gischt herum und spritzen uns voll. Maries Haare sind noch nass.

Es scheint in diesem Frühsommer keine glücklichere, fröhlichere Gegend zu geben als die Côte

d' Azur. Die Sonne verzaubert hier alles Leben; ihrem wunderbar hellen Licht strecken sich überall zarte Oleanderblüten entgegen und ein Meer von tausend anderen Pflanzen, und im heißen Wind wiegen sich die Palmwedel.

Am Ortsausgang von Juan-les-Pins beginnt ein Pinienwald. Zwischen den Stämmen glitzert das Meer.

„Bitte, halt an“, sagt Marie.

Als das Auto in der blumengeschmückten Parkbucht steht, beugt sie sich zu mir rüber und küsst mich.

Unter dem schattenspendenden Dach der Pinienkronen fassen wir uns an den Händen und rennen los. Der Boden unter unseren Füßen ist weich wie ein Teppich, ab und zu bleiben wir stehen und schnuppern den würzigen Pinienduft.

Vor uns, an einem Stamm, hängt ein Zettel, lachend gehen wir näher und lesen:

*Ich muss durch tausend Höllen hetzen
und tausend Tode muss ich sterben
ich muss durch Schutt und Schrott und Scherben
und seh sie immer noch die Messer wetzen.*

*Ich seh sie sich an mir entsetzen
die Klängen glitzern wie Saphire
dass ich im Traume mich verliere
die Nacht ist lang, die Nacht wird fetzen.*

„Was in diesem Paradies bedeutet das?“, fragt Marie.

Stumm gehen wir weiter. Dann sehen wir, auf einen Zweig gespießt, einen zweiten Zettel:

*Im Grabe sich zu dreh'n, ist schwer genug
doch schwerer ist's, im Leben sich zu wenden
ins Auge denen seh'n und dem Betrug.*

Ein dritter Zettel liegt vor uns auf dem Pfad:

*Da. Die Gestalten in den Flackerbränden
ertappt im lichterscheuen Flug:
Ihr Schrotthof lodert schon an allen Enden.*

Nicht weit vom Meer erhebt sich ein kleiner Hügel, er wirkt wie aufgeschüttet. Marie greift meinen Arm und bleibt stehen.

„Da liegt jemand.“

Aber erlauben Sie, dass ich mich vorstelle: Mein Name ist Wilfried Madellan. Ich bin Sozialpsychologe und 45 Jahre alt.

Die Geschichte, die Sie in Händen halten, habe ich im Frühsommer 1959 erlebt. Sie handelt von meiner Begegnung mit dem jungen Dichter, Puppenspieler und Fabrikanten-enkel Konrad von Lademann, der entschlossen war, den Grund seiner Not aufzuklären.

Welche Vergangenheit und welchen Konflikt er damit herauf beschwören würde, muss er wohl geahnt haben - sonst hätten wir ihn nicht an einem solchen Ort nahe der Villa Arte von Lademann gefunden.

Auch wenn Sie jetzt vermuten, dass ich übertreibe: Dort tobte ein Kampf auf Leben und Tod.

Im Laufe der drei Tage und Nächte habe ich manchmal an Anna Seghers Worte aus ihrem Roman *TRANSIT* denken müssen:

„Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können, bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, dass es im Innersten etwas gab, das unangreifbar ist und unverletzbar.“

Nach der Lektüre mögen Sie, die Leser, entscheiden, bis zu welcher Tiefe die Macht ins Innere Konrad von Lademanns eingegriffen hat und wie gewaltig seine Anstrengungen waren, sich von diesen schmutzigen Hinterlassenschaften zu befreien.

Kapitel 1

Unter unseren Schuhen löst sich Geröll. Klinkerhälften poltern abwärts, Kies rieselt, Glasscherben rutschen und springen klirrend nach.

Oben liegt ein kleiner, bewegungsloser Mann; seine Augen sind starr, die Beine sind unterschiedlich lang. Er ist etwa sechzehn bis achtzehn Jahre alt.

Marie kniet sich zu ihm und legt ihren Kopf auf seine Brust.

„Er atmet.“

Sie öffnet den Mantel des jungen Mannes, in der Innentasche findet sie die Adresse:

KONRAD VON LADEMANN
67, RUE DE TOULON
JUAN-LES-PINS, FRANCE

Vorsichtig trage ich ihn den Schutthaufen hinunter. Sein kurzes Bein hängt über meinem Bauch,

das lange Bein schlenkert gegen meinen Schenkel. Am Hang finde ich einen Brief von einem Oberstleutnant an Frau Erika von Lademann. Wir verlassen das Pinienwäldchen, steigen ins Auto und finden unter den Liegenschaften in der Rue de Toulon die herrschaftliche Residenz mit der Hausnummer 67.

Kapitel 2

Zwei Granitpfeiler mit sonnenglänzenden Broncespitzen umrahmen das schmiedeeiserne Tor. Auf einer Messingtafel blitzen die Initialen E.v.L. Ein Beo pfeift. Weit oben am Hang, hinter blühenden Magnolien, Oleandersträuchern und Pinien, bellt ein Hund.

Marie klingelt. Sie läutet ein zweites, ein drittes Mal. Aus der Sprechanlage tönt eine herbe Damenstimme:

„Wer ist da.“

„Guten Tag. Mein Name ist Marie Korona. Wir haben im Pinienwäldchen am Stadtrand Herrn Konrad von Lademann gefunden. Er ist ohnmächtig.“

Stille.

Dann: „Wo haben Sie ihn gefunden?“

„Er lag im Pinienwäldchen auf einem Schutthaufen.“

Wieder Stille.

Dann, als spräche die Dame zu einem Dienstmädchen:

„Bringen Sie ihn herauf.“

Hinter uns fällt das Tor ins Schloss.

Inmitten von tausend und abertausend vielfarbig-
gen Blüten und Blättern, von himmlischen Düften,
von vorbei schwebenden Vögeln und flatternden
Faltern, inmitten von Zwitschern, Zirpen und Sin-
gen unter dem weiten, blauen Himmel steigen wir
von Terrasse zu Terrasse die Marmortreppe hin-
auf. Dass ich mit meiner sonderbaren, schweren
Last nur nicht strauchele, bei dieser Hitze, in die-
sem Paradiesgarten. Marie geht voran. Auf einem
Absatz bleibt sie stehen:

„Guck mal zurück, Wilfried.“

Tief unter uns erstreckt sich zwischen Agaven
das weite Meer. Und über uns, zwischen Königs-
palmen, zeigt sich wie im Märchen die prächtige
Schloss-Fassade der Villa Arte von Lademann.

Der Hund bellt.

Der junge Mann in meinen Armen öffnet die
Augen.

„Wer sind Sie.“

„Wir bringen Sie nach Hause. Sie lagen ohn-
mächtig in der prallen Sonne. Wir sind auf der
Durchreise.“

Er sieht sich verwundert um und senkt den
Kopf. Seine Finger krallen sich in meinen Rücken.
Der Hund bellt und zerrt an der Kette.

„Greif, sei still!“ -

Gehorsam legt sich der Hund hin.

„Ich kann allein gehen.“

Vorsichtig lasse ich Konrad von Lademann her-
unter. Wenn er das rechte Bein aufsetzt und ab-
sinkt, reicht er mir bis zur Achsel, wenn er das
linke Bein herumschwenkt und aufsetzt, schnellt
sein Körper hoch, und er reicht mir ans Kinn.

Eine Frau mit Runzeln im Gesicht steht in der Haustür; für eine Bedienstete in einem so märchenhaften Anwesen ist sie nachlässig gekleidet: um ihre Beine schlabbert ein alter Hosenanzug.

„Kommst du auch mal wieder? Wie siehst du wieder aus. Ich muss mich ja schämen für dich. Der Drecksmantel. Wie du wieder rumläufst. Auf welchen Schutthaufen treibst du dich immer 'rum. Oh, oh. Geh, wasch dich, zieh dich um. Willst du mir die Herrschaften nicht vorstellen? Glauben Sie mir, es ist furchtbar mit ihm. Mein Gott, die Haare. Geh, wasch dich. Gründlich. Tu, was man dir sagt. Ab durch die Mitte, Marsch. Und wenn du fertig bist, kommst du her, zur Kontrolle. Hast du mich verstanden? Ob du mich verstanden hast. Und putz dir die Ohren, oh, oh. Worauf wartest du. Es ist zum Verzweifeln, ich kann nicht mehr. Womit habe ich das nur verdient. Wenn du nur ein einziges Mal hören würdest. So setzt du dich nicht an den Tisch.“

„Maman, sprich nicht so mit mir. Ich bin kein Kind mehr.“

„Dann verhalte dich auch erwachsen. Schluss jetzt. Geh, wasch dich. Ab Marsch. Keine Widerrede. Ach entschuldigen Sie. Bitte kommen Sie doch für einen Moment herein. Wo haben Sie ihn gefunden.“

„Er lag im Pinienwäldchen am Stadtrand, Frau von Lademann.“

Wir betreten den Flur, vor uns glänzt die frisch geölte Mahagoni-Treppe. Der Durchgang zum riesigen, von der Abendsonne bestrahlten Salon ist breit und hoch.

Heimlich drücke ich Maries Hand.

Das Ölgemälde über dem Biedermeiersekretär zeigt Erich von Lademann, den bekannten Augsburger Puppentheater-Fabrikanten - einen weißbärtigen Herrn in stolz aufgerichteter Pose.

Würdevoll, energisch drückt er den Knöchel seines rechten Zeigefingers auf die Schreibtischplatte.

„Zeig mal deine Fingernägel. Ich hab's geahnt: Trauerränder. Oh, oh. Wir sind hier nicht bei den Hottentotten! Geh, mach dich sauber, kämm dich. Ein bisschen dalli, wenn ich bitten darf. Ab durch die Mitte. Du hast mir die Herrschaften noch nicht einmal vorgestellt. Was bist du nur für ein Versager. Guten Tag. Ich bin Frau von Lademann. Wo haben Sie ihn gefunden. Was stehst du 'rum. So geh doch um Gotteswillen ins Bad! Und der entsetzliche Mantel. Und du spielst wirklich im Augsburger Theater in *DAS LEBEN EIN TRAUM?*“

„Ich bin vor drei Monaten entlassen worden, Maman.“

„So, entlassen. Mein Herr Sohn wurde also entlassen. Und wieso, wenn man fragen darf, wurdest du entlassen?“

„Ich habe die Proben geschwänzt.“

„Das hätte ich mir denken können. Es ist schrecklich mit ihm. Und was soll nun werden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht. Natürlich nicht. Oh, oh. Ach, entschuldigen Sie! Sie haben noch nichts zu trinken. Setzen Sie sich. Es ist zu viel, es ist zu viel. Was darf ich Ihnen anbieten?“

„Wir haben auf der Fahrt Mineralwasser getrun-

ken, sehr geehrte Frau von Lademann“, sagt Marie, und ich sage: „Bitte bemühen Sie sich nicht.“

„Also dann: Vielen Dank, dass Sie ihn hergebracht haben. Selbstverständlich zahle ich das Benzin. Wie viel macht's denn?“

„Verehrte Frau von Lademann, das ist doch nicht nötig.“

Aus ihrem Hosenanzug zieht sie ein kleines Portemonnaie und kramt darin herum:

„Also wie viel.“

„Nicht doch, Frau von Lademann.“

„Also gut.“

Seufzend steckt sie ihr Portemonnaie wieder ein.

„Wenigstens muss ich Ihnen eine Kleinigkeit zu trinken anbieten. Oder eine Schale mit Gebäck.“

„Vielen Dank, Frau von Lademann. Vielleicht einen Kaffee.“

„Und Sie, Frau ... Entschuldigen Sie, Ihr Name ist mir entfallen.“

„Marie Korona.“

„Auch einen Kaffee?“

„Gern.“

„Du kommst jetzt mit. Setzen Sie sich.“

Entschlossen stampft Frau von Lademann voran. Ihr Sohn humpelt ihr nach. Von oben hören wir verzweifelte Rufe und Geschrei:

„Wer hat denn, als ich kam, einen Sack Vorwürfe ausgeschüttet! Du oder ich?“

„Ich ertrag es nicht, ich ertrag's nicht länger!“

„Ich ertrag's schon lange nicht mehr!“

„Sei still! Sei endlich still!“

„Maman!“

„Wieso kommst du überhaupt her, wenn alles so entsetzlich ist. Ich halte dich nicht! Geh wieder. Geh!“

Gramgebeugt kommt Frau von Lademann die Mahagoni-Treppe herunter, hält ihre rutschende Hausanzug-Hose fest, schleppt sich in den Salon, lässt sich in den Ohrensessel fallen und flüstert:

„Es ist zu viel, ich schaff's nicht mehr, ich schaff's nicht mehr. Bleiben Sie ein paar Tage, ich bitte Sie. Ich schaff's nicht alleine, ich schaff's nicht.“

„Liebe, sehr verehrte Frau von Lademann“, sage ich, „mit Ihrer Bitte bringen Sie uns ein wunderbar großes Vertrauen entgegen, aber auch in leichte Verlegenheit. Tatsache ist: Wir haben einen Termin in Marseille.“

Tiefer noch, bis zur Brust, senkt sie ihren Kopf hinab und wiederholt kaum hörbar:

„Ich schaff's nicht mehr. Es ist zu viel. Bleiben Sie ein paar Tage! Mein Sohn Konrad will auch, dass Sie bleiben. Ich bitte Sie darum, bitte!“

„Verehrte Frau von Lademann, gestatten Sie, dass ich mich auf der Terrasse kurz mit meiner Freundin berate.“

Als sie nicht antwortet, gehen wir leise aus dem Haus. Der Schäferhund bellt und zerrt wütend an seiner Kette. Am Ende der großen Terrasse steht neben dem Swimmingpool eine Bank. Dort setzen wir uns. Millionen Wellen glitzern in der Abendsonne. Marie sagt:

„Du willst bleiben, stimmt's?“

„Ja, Marie.“

„Wir würden hier nichts als eine endlose Mutter-Sohn-Neurose erleben, eine qualvolle, symbioti-

sche Nerverei. Wir haben das Notwendige getan, Wilfried, wir haben den Sohn hergebracht. Mehr können die Herrschaften nicht von uns erwarten. - Du warst es doch, der zum Kongress wollte, du warst es, der von erheblichen Lücken in der Erforschung sozialpsychologischer Folgen von Macht gesprochen hat, der das Thema *IM SCHATTEN DER MACHT* so wichtig fand, dass du andere Verpflichtungen zurückgestellt hast. Ich habe mich auf den Kongress gefreut, Wilfried, wir wollten Ghyti und Grossmann hören. Ab heute ist unser Hotel gebucht. Lass uns das Elend hier verlassen und weiterfahren.“

„Marie“, ich lege meinen Arm um ihre Schulter, sie nimmt ihn herunter. Von unten auf der Straße sind Automotoren zu hören, das Klatschen der Wellen gegen eine Mauer und weit entfernt eine Doppelhupe. Eine Frau ruft: *Alphonse, tu es la? Alphonse?!*

„Marie, hör mir bitte zu. Hast du das Ölgemälde im Flur gesehen? Das Portrait ging neulich durch die Presse. Der hoch aufgerichtete Greis, der den Knöchel seines rechten Zeigefingers so würdevoll auf die Schreibtischplatte drückt, ist Erich von Lademann, Augsburger Fabrikant von mechanischen Puppenschlosstheatern, im Nazistaat Hersteller von Waffenteilen. Marie, wenn wir Wesentliches über den *SCHATTEN DER MACHT* erfahren wollen, dann sind wir hier an der Quelle, nicht auf dem Kongress, auch wenn dort Ghyti und Grossmann sprechen. Bitte, lass uns bleiben, Marie.“

Nach einigem Hin und Her gibt Marie nach.

Wir einigen uns auf höchstens zwei Tage.

„Wenigstens am letzten Kongresstag will ich noch Ghyti hören und Kontakte pflegen.“

Kapitel 7

„Da sehe ich noch was unter deiner Decke. Gib's her. Wird's bald.“

Wieder hören wir Papiergeräusch. Mühsam entziffert sie:

*WAS DU ERERBT VON DEINEN VÄTERN,
ERWIRB ES, UM ES ZU BESITZEN*

In Augsburg lebte einst ein reicher Adelsherr, der hatte hunderttausend Taler im Kasten, in seiner Truhe verwahrte er eine dreiviertel Million, und im Samtsäckel, welches er vor Neidern in seinem Geheimfach verbarg, warteten zwei Millionen Goldtaler auf sinnvolle Verwendung.

Als der Adelsherr seinen Tod nahen fühlte, befahl er zitternd seinen Sohn zu sich und sprach, schon sehr leise, das Goethewort: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“

„Habe ich Euch, liebster Herr Vater?“, entgegnete der Sohn höchst erstaunt, „recht verstanden: Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu stibitzen?“

„Nein!“, rief der Greis mit ersterbender Stimme und war kaum noch zu verstehen: „Um es zu besitzen!“

„Ihr meinst also, verehrter Vater, verdirb es, um nicht so zu schwitzen?“

*„Besitzen, verflucht, besitzen!“
Dies waren die letzten Worte des Adelherrn.
Der liebe Sohn ergriff die Hand des Vaters.
„Jetzt verstehe ich, was Ihr mir mahnend sagen
wollt: „Was du ererbt von deinen Vätern, verdirb
es, um das Sein zu schützen.“
Mit einem Seufzer verschied der Adelherr.
Der liebe Sohn aber zögerte nicht, das gesamte
Vermögen Notleidenden zu schenken. Zeit seines
Lebens war er unbeschwert und glücklich.*

„Du bist ja nicht real. Also Du versprichst mir jetzt, dass du aus diesem zusammenhanglosen Unsinn keine Veröffentlichung machst. Du bist kein Schriftsteller, du wirst nie einer sein. Dafür bist du zu wirr im Kopf. Das hier“, ein Geräusch, als ob Frau von Lademann mit dem Handrücken auf ein Papier schlägt, „ist die Tinte nicht wert, die du verspritzt. Oh, oh.“

Dann höre ich Reißgeräusche. Durch die geöffnete Tür sehe ich Frau von Lademann mit einem Lappen in der Hand das Zimmer ihres Sohnes verlassen und zur Treppe wanken. Sie sinkt auf die oberste Stufe, murmelt Unverständliches, und hält sich - vermutlich um einem Schwächeanfall zuvorzukommen und nicht zu stürzen - am Geländer fest. Das Mondlicht bescheint ihre runzlige, zitternde Hand.

Als hinge ihr Leben von der Sauberkeit der Treppe ab, beginnt sie, mit verkrampten Knochenfingern hektisch und verzweifelt die oberste Stufe zu putzen, als wäre sie wüst entschlossen, den Lack abzureiben. Auch die zweite und dritte Stufe bearbeitet sie mit wilder Energie.

Endlich müht sie sich auf, hält sich wieder am Geländer fest, schwankt die Treppe zum Salon hinunter und spielt auf dem herrlichen Steinway-Flügel eine Nocturne von Chopin: Opus 48, Nr. 1, C-Moll:

Den nachdenklichen Anfang interpretiert sie etwas hektisch. Es folgen musikalische Blitze, als würden sie mit satanischer Wucht ins Villendach schlagen, begleitet von Donner, der die Grundfesten der Liegenschaft zu erschüttern droht; danach kündigung zitternde, tief melancholische Töne das tragische Ende an.

Aber schnell kommt die Härte zurück, die jeden Zweifel ausräumt: Der Zwiespalt hat ein Ende. Es gibt nun keine quälende Selbstüberwindung mehr: Der eisenharte Entschluss ist gefasst: Und alle Schrecken der Vergangenheit lösen sich mit Leichtigkeit in Wohlgefallen auf, alles entspannt sich in himmlischem Frieden.

Doch in die angeblich wunderbare Befreiung mischt sich schon eine neue Verzweiflung ...